

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. Aus der Ortenau. 1933-1945 1943

296 (26.10.1943)

Verlagshaus: Semmlingstr. 3-5, Fernsprecher 7927 bis 7931 und 2002 bis 2003, Postfach: Karlsruhe 2988 (Anzeigen) 2783 (Reklamations), 2935 (Buchhandlung), Baden-Baden: Badische Bank, Karlsruhe: Badische Sparkasse, Karlsruhe: Zeitungsverlag, Karlsruhe: Zeitungsverlag, Karlsruhe: Zeitungsverlag...

Der Führer

DAS HAUPTORGAN DER NSDAP GAU BADEN DER BADISCHE STAATSANZEIGER

Einzelpreis 10 Rpf. Außerhalb Baden 15 Rpf.

Karlsruhe, Dienstag, den 26. Oktober 1943

Erhaltungszweck: Der Führer erscheint wöchentlich 7 mal als Morgenzeitung und zwar in fünf Ausgaben: Karlsruher Ausgabe, Baden-Bader Ausgabe, Ortenauer Ausgabe, Badische Ausgabe, Badische Ausgabe...

17. Jahrgang / Folge 296

Wieder daheim!

Von Kriegsberichterstatter Alex Schmalz

PK. Aus Draen kommend, trafen vier Schiffe in einem Mittelmeerhafen mit deutschen Besatzung und rund 3400 Sanitätskräften ein, die gegen eine entsprechende Anzahl britischer Besatzung und Angehöriger des englischen Sanitätspersonals ausgetauscht wurden. Criminal in diesem Kriege kam dieser nach den Bestimmungen der Genfer Konvention von internationalen Roten Kreuz durchgeführte Gensamenanstaltig zustande, dem in Kürze weitere Austausche folgen werden.

Aus dem Dunst eines frühen Oktobermorgens, der hier an den Gestirnen des nördlichen Mittelmeeres noch mit sommerlicher Wärme aufweicht, wachen die Konturen eines großen Kreuzfahrers. Wägen und näher schließt sich, von Schleiern umgeben, der Koloss des Marjannit, von einem Aufzug der Waffenschiffe gekleidet, flingt auf dem Schiff hin und her, die Heimefahrer, ein Sieg-Geißel, zum Kai hinüber. Leichter fahelnder Wind treibt graue Wolkenpakete über den Himmel, in den die großen Verleederne des Meeres nur noch mit nennenswerten Fahrzeugen des Krieges gefüllten Hängen zagen. Während des Anlegens erhebt sich ein Schiffe herüber, Oseana. Deutschland, mir liebst du, flingt das Soldatenlied.

Und kann ich es jenseit, daß die armdicken Kane und Stahltröten über Bord gehängt und von den Hafenarbeitern ergriffen werden. Die Landbedürftig wird hinübergeleitet, die Ausschiffung beginnt. Zwar ist es noch nicht deutscher Boden, den sie betreten, aber doch ist hier, wo deutsche Soldaten die Nacht gegen den Feind hielten, die erste Station der Heimkehr erreicht. Note-Kreuz-Schwärmen übergeben jedem der Heimkehrer einen Blumenkranz.

Dann spricht der Chef der Marinidentifikation an ihnen. Nicht viele Worte macht er in diesen erregenden Augenblicken, in denen nur das überglückliche Herz sprechen will. Von der Freude der Heimat zu allen ihren Soldaten an den Fronten und in den Gefangenengenen berichtet der Admiral und von dem Stolz, mit dem die deutsche Wehrmacht die heimgekehrten Kameraden empfängt. Das Siegel auf den Führer und die Wieder der Nation verkleinen.

Dann bestiegen die Sanitätskräften, die mit dem ersten Schiff kamen, den am Kai wartenden Soldaten, der sie in die Heimat bringen wird. Vorher, jedoch, noch ein Siebesgongepaß mit Goldblechen und einem Mantel, da die Heimkehrer ja aus dem tropischen Klima in den Herbst des Nordens fahren. Währenddessen wird schon das zweite Schiff in das Hafenbecken bugigert.

Die Schwerwunderten, sofort der besten ärztlichen Dohut unterstellt, werden in die bereitstehenden Lazarettzüge getragen. Nun sind auch sie wieder daheim und die Heimat wird ihnen das Opfer danken, das sie ihr brachten. In den nächsten Tagen werden die Schiffe wieder ausfahren, um britische Gefangene nach Barcelona zu transportieren und die Überführung des Gefangeneneres zu übernehmen.

Ein der gewaltigsten organisierten Vorkriegsangehörigen waren außer den diplomatischen Stellen auch das Deutsche Rote Kreuz und der Reichskommissar für die Seeschiffahrt hervorragend beteiligt. Die Durchführung wurde gemeinschaftlich von der Marine und dem Heer vorgenommen, wobei vor allem die Schiffbesatzungen einen schönen Beweis soldatischer Kameradschaft erbracht haben, da der Transport ja durch ein überhart zum umfänglichen Seebereich geführt werden mußte.

Aber Mühe und Arbeit, schlaflose Nächte und anderes Vagen um den Erfolg verlinken in dieser feilichen Stunde der Heimkehr in die Heimat des Alltags. Selbst die Qualen der Sorgen und Müde, denen die Gefangenen in dem unterirdischen Klima des Meeres und unter einer Behandlung, die nicht immer einmüdig war, ausgelebt waren, wiegen nichts gegen die Freude, nun wieder im Schutze der deutschen Waffen zu stehen. Nur wenn man sie fragt, scheinen sie sich an das Vergangene zu erinnern, sonst aber sind ihre Gedanken ganz dem Heimgange zugewandt. Dann freilich erzählen sie mit großer Begeisterung, vor allem von jenen Tagen, die eine amerikanische Aufsicht unterstellt waren und meistens von Juden kontrolliert wurden. Doch nichts hat die deutschen Soldaten in ihrem Glauben betruht und sie in ihrer hohen, selbstbewußten Haltung wandend gemacht. "Der Nazis ist ja nicht kein zu kriegen" war eine oft gehörte und jedesmal mit hochgeladener antizipierte Beschimpfung durch die jüdisch-amerikanischen Oberausführer.

Die Hafenstadt am Mittelmeer hat ungezählte Heimkehrer im Laufe der Jahrzehnte empfunden. Aber wohl nie zuvor brachte ein Schiff so viel Glück und so viel Erfüllung still und tapfer getragener Hoffnung mit. Doch keiner der Heimgekehrten vergaß selbst in dieser Stunde höchsten Glücks die Kameraden, die sie hinter dem Stahldraht der Gefangenengast zurücklassen mußten. Als der Admiral sie aufforderte, nun unter der Dohut des Reiches wieder die Pflicht bis zum Endes zu erfüllen, der auch den heute noch kriegsgelagerten Kameraden den Weg zurück in die Heimat öffnen werden, nicht sie und bekräftigte sie mit dem ersten dankbaren Siegel nach der Ankunft, dem Siegel auf den Führer und die nie vergessene Heimat.

Angeduld über das Tempo in Süditalien

Entschuldigungen der Feinde zum Ausbleiben benötigter Prestigeerfolge — Zähle deutsche Verteidigung anerkannt

H. W. Stockholm, 25. Okt. Die Langsamkeit des englisch-amerikanischen Vormarsches in Süditalien, die der Öffentlichkeit in den alliierten Ländern um so mehr auf die Nerven fällt, als die Plutokratie gerade gegenwärtig den Sowjets gar zu gern mit Demonstrationserfolgen imponieren möchte, veranlaßt die militärische und politische Leitung zu immer neuen Entschuldigungserklärungen.

Der U.S.A.-Finanzminister Morgenthau, der nach einer Rundreise durch Tunis, Ägypten, Süditalien und Malta soeben nach Algerien zurückkehrte, erklärte dort, zu Hause sei man allzu optimistisch bezüglich der Kriegsentwicklung. Wenn er jetzt nach den Vereinigten Staaten zurückkehre, könne er vielleicht dadurch von Nutzen sein, daß er die amerikanischen Defensivkräfte über die schwierigen Aufgaben im Kampf gegen Europa aufkläre. Vor allem müsse ein ständiger Strom von Material in Gang gehalten werden, um die englisch-amerikanischen Armeen mit allen Erfordernissen zu versehen — eine Anspielung auf die Schwierigkeiten der Transportfrage, die den Angreifern erschweren sind, nachdem entgegen ihren Erwartungen und Dispositionen Süditalien sich nicht im Handumdrehen erledigen läßt, sondern trotz des Dodekanes-Berichts durch den wirksamen deutschen Widerstand geballt wird.

Der englische General Allenby hat sich ebenfalls zu Wort gemeldet. Er läßt durch das englische Reiterbüro Erklärungen verbreiten, die nicht minder auf Moll gestimmt sind. Der italienische Feldzug, so erklärt er, gehe langsam voran. Das Tempo entspreche nicht den Erwartungen und Wünschen. Als Grund hierfür sei die Lage an der Front vor allem das schwierige Gelände an. Tanks seien zwar in großem Umfang vorhanden, aber oft nicht verwendbar. Ferner habe der Feind überall große Minenfelder angelegt, die in Verbindung mit dem schwer zugänglichen Gelände den alliierten Streitkräften mehrfach Raum zu bewältigenden Hindernisse entgegengestellt. Uebrigens seien die deutschen Truppen beträchtlich vergrößert worden. Offenbar sei Deutschland entschlossen, die Alliierten auf der Halbinsel am jeden Fußbreit Boden bitter kämpfen zu lassen. Der nachfolgenden Bestätigung, daß die Verluste für die Angreifer entsprechend hoch sein dürften, suchte Alexander durch die Versicherung entgegenzutreten, die Verluste lägen bisher unter dem Sezielenburdenstand, eine immerhin recht relative Verhöhnung.

Eine dritte Darstellung von amerikanisch-militärischer Seite nennt es bemerkenswert, mit welcher Zähigkeit auf deutscher Seite gekämpft werde. Es handele sich um einen hartnäckigen Kampf, wobei die deutschen Kräfte bei geringen eigenen Verlusten dem Angreifer hohe Verluste beibringen. Von deutscher Seite werde eine sehr geschickte Verteidigung der Bergregion durchgeführt. Ferner müsse beachtet werden, daß die Alliierten wohl in dem jetzigen Kampfbereich

an Material und Menschen überlegen seien, aber nicht bei Berücksichtigung des gesamten italienischen Kampftraums, ein Umstand, auf den auch Alexander besonders Bezug genommen hat.

Der Londoner Vertreter der „New Daily Telegraph“ telegraphiert, Alexanders Aufklärungsversuche hätten die Stimmung in England nicht beiter gemacht. Man sei insbesondere nicht geneigt, seine Begründung zu akzeptieren, die Deutschen hätten ihre Streitkräfte so bedeutend vergrößert, daß hierdurch ein immer langwierigeres Tempo bedingt worden sei. Man finde es noch beunruhigender, daß der Feldzug nach Alexanders Andeutungen künftig womöglich noch langsamer werden könnte.

Die „Daily Mail“ meint, die Allgemeinheit vermisse Alexanders und Morgenthau's scheinbar Griffl auf Afrika — eine verdeckte Spitze gegen Eisenhower. Alle Operationen der Engländer und Amerikaner vermittelten neuerdings den unglücklichen Eindruck müßeligen Strebens. Man könne nicht glauben, daß wirklich die Absicht des englisch-amerikanischen Oberkommandos darin bestehe, sich in der bisherigen Weise Hunderte von Kilometern weit über die italienische Halbinsel hinwegzusetzen. Vielmehr kämen Operationen anderswo schneller, als man glaube. Man beginnt also in London einzuflehen, daß der mit so hochfliegenden Hoffnungen eröffnete Italienfeldzug trotz des Dodekanes-Berichts eine schwere Enttäuschung geworden ist.

Die „Daily Mail“ meint, die Allgemeinheit vermisse Alexanders und Morgenthau's scheinbar Griffl auf Afrika — eine verdeckte Spitze gegen Eisenhower. Alle Operationen der Engländer und Amerikaner vermittelten neuerdings den unglücklichen Eindruck müßeligen Strebens. Man könne nicht glauben, daß wirklich die Absicht des englisch-amerikanischen Oberkommandos darin bestehe, sich in der bisherigen Weise Hunderte von Kilometern weit über die italienische Halbinsel hinwegzusetzen. Vielmehr kämen Operationen anderswo schneller, als man glaube. Man beginnt also in London einzuflehen, daß der mit so hochfliegenden Hoffnungen eröffnete Italienfeldzug trotz des Dodekanes-Berichts eine schwere Enttäuschung geworden ist.

Die „Daily Mail“ meint, die Allgemeinheit vermisse Alexanders und Morgenthau's scheinbar Griffl auf Afrika — eine verdeckte Spitze gegen Eisenhower. Alle Operationen der Engländer und Amerikaner vermittelten neuerdings den unglücklichen Eindruck müßeligen Strebens. Man könne nicht glauben, daß wirklich die Absicht des englisch-amerikanischen Oberkommandos darin bestehe, sich in der bisherigen Weise Hunderte von Kilometern weit über die italienische Halbinsel hinwegzusetzen. Vielmehr kämen Operationen anderswo schneller, als man glaube. Man beginnt also in London einzuflehen, daß der mit so hochfliegenden Hoffnungen eröffnete Italienfeldzug trotz des Dodekanes-Berichts eine schwere Enttäuschung geworden ist.

Die „Daily Mail“ meint, die Allgemeinheit vermisse Alexanders und Morgenthau's scheinbar Griffl auf Afrika — eine verdeckte Spitze gegen Eisenhower. Alle Operationen der Engländer und Amerikaner vermittelten neuerdings den unglücklichen Eindruck müßeligen Strebens. Man könne nicht glauben, daß wirklich die Absicht des englisch-amerikanischen Oberkommandos darin bestehe, sich in der bisherigen Weise Hunderte von Kilometern weit über die italienische Halbinsel hinwegzusetzen. Vielmehr kämen Operationen anderswo schneller, als man glaube. Man beginnt also in London einzuflehen, daß der mit so hochfliegenden Hoffnungen eröffnete Italienfeldzug trotz des Dodekanes-Berichts eine schwere Enttäuschung geworden ist.

Erbitterte Kämpfe in der großen Abwehrschlacht im Osten

Westlich Smolensk Durchbruchversuche der Sowjets gescheitert — 282 Sowjetpanzer abgeschossen

* Aus dem Führerhauptquartier, 25. Okt. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In den Schwerpunkten der großen Abwehrschlacht im Süd- und Mittelabschnitt der Ostfront kam es gestern zu besonders erbitterten Kämpfen. Mehrere südlich Melitopol und südlich Sapozhkoje in schmalen Front angreifende Sowjet-Divisionen wurden unter hohen Verlusten abge schlagen, einige Einbrüche abgewehrt. Heiderseits Dnjepr-Strawik gelang es feindlichen Kräften unter dem Schutz dichten Nebels auf dem westlichen Dnjeprufer Brückenköpfe zu bilden.

Im Einbruchsbereich südlich Kremenchuk wieselten starke feindliche Angriffe gegen unsere Abriegelungsfronten mit eigenen Gegenangriffen. Die Sowjets verklärten ihre Aufstrebungen, auf Kriwoi Rog durchzubrechen. Die schweren Abwehrkämpfe dauern unvermindert an.

In heftigen Kämpfen kam es auch westlich Smolensk. Starke Durchbruchversuche der Sowjets scheiterten dort an dem zähen Widerstand unserer Truppen, die im Gegenangriff zurückgegriffen und dabei eine schwächere feindliche Gruppe vernichteten.

Von der übrigen Ostfront sind nur örtliche Kämpfe aus den Abschnitten nördlich Kiew, Heiderseits der Solch-Mündung, südwestlich Melitopol und südlich des Sapozhkoje zu melden.

In den schweren Kämpfen der letzten beiden Tage wurden 282 Sowjetpanzer, davon die meisten an der Front zwischen Wolowisch Meer und Kremenchuk abgeschossen.

An der süditalienischen Front fanden gestern keine nennenswerten Kampfhandlungen statt.

Starke deutsche Kampftruppenverbände griffen erneut mit gutem Erfolg den feindlichen Verlogungspunkt Neapel an.

Nach inzwischen eingegangenen Meldungen verlor die Luftwaffe in der Nacht zum 22. Oktober im südlichen Mittelmeer einen feindlichen Zerstörer und beschädigte einen zweiten durch Bombentreffer.

Ueber den befestigten Westgebieten wurden gestern 11 feindliche Flugzeuge, davon 9 durch Flakartillerie der Luftwaffe, abgeschossen.

Nordamerikanische Bomber überlegten bei bisher Wolkendeckung und Regenweiter Südostdeutschland und warfen planlos und weit zerstreut Bomben auf einige Orte.

An der vergangenen Nacht landeten Einzelangriffe durch feindliche Störflugzeuge auf Westdeutschland.

Deutsche Kampftruppen bombardierten Einzelziele im Stadtgebiet von London.

Die augenblicklichen Kampfereignisse an der Ostfront stehen völlig im Zeichen der schweren Kämpfe an der Südfont, wo der Feind zu einem wachsenden Durchbruchversuch übergegangen ist. Abgesehen von den sowjetischen Durchbruchversuchen heiderseits der Autostraße Smolensk-Dryha beherrscht der Schwerpunkt der Sowjetoffensive zum gegenwärtigen Zeitpunkt und dem Wolowisch Meer nunmehr das gesamte Kampfgebiet. Hier steht die sowjetische Führung alle greifbaren Reserven an, um den auf dem rechten Ufer des Dnjepr erstellten Einbruch zu einem operativen Erfolg in die Frontschlucht auszunutzen. Um dabei der Angriffsfront zu begegnen, entwickelt die Führung der Sowjets die denkbar größte Eile. Den Sowjets liegt daran, noch in diesen Tagen, in denen gerade noch Bewegungen an den südlichen Teilen der Ostfront möglich sind, die Operationen unter allen Umständen in Gang zu halten.

Deutscherseits werden istandig neue Verstärkungen herangeführt, die eine entziffernde Ausweitung des Einbruchsbereiches trotz fortgesetzter feindlicher Angriffe verhindern konnten. Die Verluste der Sowjets sind deshalb sehr schwer. Dennoch wirkt der Feind immer neue Reserven in die Kämpfe und bemüht sich, die Schlacht mit ständig sich steigender Heftigkeit in Gang zu halten. Als erstes

Teilziel seines neuen Angriffs hat der Feind es offensichtlich auf die Stadt Kriwoi-Rog abgesehen, die westlich heiderseits Dnjeprstromfließt, die der Feind im Schutze des Nebels errichten konnte, sollen augenscheinlich der weiteren Sicherung einer Nachschubverbindung dienen.

Im Gegensatz zu den Kämpfen im Süden der Ostfront konnte der Feind, an der Autostraße westlich Smolensk seinen Raum gewinnen. Hier wurde sogar vorübergehend verlorengegangenes Gelände zurückerobert und ein örtlicher Abwehrerfolg mit der Vernichtung einer kleineren feindlichen Gruppe belohnt. Aber auch hier wie von dort aus bis zum südlichen Zipfel der Ostfront maßvoller der Feind einestweil seine Streitkräfte in einem solchen Maße, wie dies im Süden der Fall ist, dementsprechend kann auch nur für den Süden der Ostfront von dem Ausbruch der äußerst gespannten Lage gesprochen werden.

Der Führer empfing Korvettenkapitän Luth

Ueberreichung der Brillanten nach der Heimkehr von mehrmonatiger Feindfahrt

* Führerhauptquartier, 25. Okt. Der Führer empfing Korvettenkapitän Luth, Kommandant eines Unterseebootes, und überreichte ihm das am 1. August 1943 erhaltene Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.

Als vor einigen Tagen das U-Boot des Korvettenkapitäns Luth am Anleger eines unserer atlantischen Stützpunkte feilmachte, fand eine Fernunternehmung ihr Ende, die man zu den bemerkenswertesten Taten deutscher U-Boot-Männer zählen wird, wenn einmal die heute noch wirksamen Gründe operativer Geheimhaltung beseitigt werden und die Welt näher Einzelheiten dieser Fahrt erfahren wird. Die mehrmonatige Feindfahrt war die längste in der ereignisreichen Laufbahn Wolfgang Luths und aller bisherigen U-Boot-Unternehmungen dieses Reiches. Sie stellte in mancher Hinsicht die härtesten Anforderungen.

Es ist klar, daß mit jedem Tag, den ein U-Boot weiter von der Heimat länger in See ist, von dem Kommandanten ein Mehr an Führertum gefordert wird und von der Besatzung ein Mehr an Disziplin, Haltung und Selbstüberwindung in der ununterbrochenen Enge des Bootes und den wachsenden Entbehrungen ihres Daseins. Monate der Einsamkeit und des engen Aufeinanderangewiesenseins, die

nur selten unterbrochen wurden von der gelegentlichen Begegnung mit einem Verfolger oder mit einem andern Kampfboot, haben in dessen aus Luth und seiner Besatzung eine Einheit geschmiedet, die jeder Belastung standhalten und ihr Boot zu den höchsten Leistungen befähigt hat.

Als Oberleutnant Luth im April 1940 mit 27 Jahren Kommandant eines der kleinen 250-T.-U-Boote wurde, begann ein glänzender Weg, der ihn in wenig mehr als drei Jahren emporführte sollte unter die ersten Soldaten des Reiches. Mit seinem Boot verlor er in den ersten sechs Monaten 87 000 B.M.E. Frachtraum und das französische U-Boot „Doris“, drei Jahre später konnte er seinen Oberseeboot ein Ergebnis von 46 vernichteten Schiffen mit 254 000 B.M.E. melden. Im unmittelbaren Vorfeld eines britischen Hafens löste er eine schwierige Minenaufgabe mit dem gleichen Geschick und feineminnigen Können, das er später vor Grönland und in den küstennäheren Südatlantik bewiesen konnte.

Nur bevor ihm im November 1942 das Eichenlaub verliehen wurde, hatte Wolfgang Luth mit seinem schon angeschlagenen Boot als Einzelgänger, geschützt von den schweren Seen des Nordatlantik und unbeirrt von Dregern und Ulan, zwei Tage ein Gebiet vertriegelt und daraus vier Schiffe verfenkt. 48 Stunden Kampf mit der See des winterlichen Nordatlantiks verlangten allein schon das Letzte. Unter diesen Bedingungen, in zähem Wechsel zwischen Angriff und Nachstoßen, zwischen Ausweichen und erneutem Auf-Angriffspositionierung noch zum Erfolg zu kommen, erfordert Männer wie Wolfgang Luth, die alles zu geben bereit sind und deshalb von ihrer Belastung auch alles verlangen können. Das hat sich auch auf der längsten und schwierigsten, jetzt beendeten Fahrt seines Bootes gezeigt, die über den Südatlantik hinaus ostwärts vorlief.



Korvettenkapitän Luth (Presse-Hoffmann, Zander-M.)

Warum Indien hungert

Von Dr. Fritz Zierke

Es gibt Verteidigungsreden, die für einen Angeklagten vernichtender wirken als das schärfste Plädoyer eines Staatsanwalts. Zum Mutterbeispiel einer solchen unheimlichen Selbstverdammung ist die Rede geworden, die der britische Indienminister Amery unter dem Druck der angewandten Meinung des eigenen Landes über die fürchterliche Hungersnot hielt, die zur Zeit bereits 30 Millionen Menschen in Indien tötet, wenn nicht Hunderttausende von Indem dahingeraht hat und weitere zwanzig Millionen am Leben bedroht. Es ließe die Briten gründlich verurteilen, wenn man annehmen könnte, daß das schuldumwachte Gemissen Englands den Ruf nach einer Indiendebatte im Unterhaus zu einer Forderung anschwellen ließ, die sich nicht mehr überhören ließ; nein, es war lediglich die Erkenntnis des politischen Notwendigen. Der indische Stenograph schreibt inzwischen in aller Welt zum Himmel. Nicht einmal die Ueberbringer in der Schweiz und Schweden können ihn mit dem Mantel ihrer Liebe zudecken, und in den U.S.A. führt sich nicht nur die Sensationslust auf ein Thema, mit dem man die Massen fesseln kann, sondern die Herode des amerikanischen Journalismus mit dem politischen Geschick herein, an einem flagranten Beispiel die Fragwürdigkeit des britischen Empires und der britischen Kolonialmethoden zu beleuchten. Die Briten mußten daher das heisse indische Eisen öffentlich anlassen, ob sie wollten oder nicht.

Zwei Hauptgründe, so legte der britische Indienminister dar, hätten zu der „beunruhigenden Erscheinung“ geführt, daß „unter der britischen Flagge in den Strichen der zweitgrößten Stadt des Empires (Kalkutta) die Bevölkerung vor Hunger umkomme“. Zum Ersten sei durch die Steigerung der Lebensmittelpreise die Wohlhaltung der indischen Bauern gelitten. Sie hätten Geld in die Hand bekommen, um ihre Schulden zu begleichen, könnten aber nicht mehr Lebensmittel für ihre oftmals hunderten Familien zurückschaffen, und brauchten auch nicht mehr in dem gleichen Maße wie früher Lebensmittel abzuliefern, um ihre finanziellen Abgaben mit dem Ertrag zu decken. Das sei der Grund für die verminderte Zufuhr von Lebensmitteln in die großen Städte. Zum Zweiten aber, so erklärte Amery seine Zuhörer weiter an, sei die Bevölkerung Indiens in den letzten dreißig Jahren wesentlich gestiegen, die Anbaufläche dagegen nicht, und dadurch sei die bereits früher dünne Nahrungsbasis Indiens jetzt schließlich unzureichend geworden.

Wahrscheinlich werden die Briten mögen ihm sein Alter angute halten — hat damit Wahrscheinlich ausgesprochen, die man in England bisher peinlich verschwiegen. Er hat, ohne die Tragweite seiner Äußerungen abzumessen, unumwunden ausgesprochen, daß die gegenwärtige Katastrophe in Indien — und das ist entscheidend — nicht etwa ein einmaliger Ausnahmefall ist, sondern nur in trauer und empörendster Form Mißstände und Schändlichkeiten offenbart, die von jeder ein Stück des indischen Alltags waren, von der Welt jedoch stillschweigend hingenommen wurden, solange der Stenograph nur schweigt und nicht zur Flamme ausflammt. So wie Amery es sagt, ist es tatsächlich: Indien hat von jeher gebungert; nicht nur die mit 60 bis 80 Pfennig Tagelohn abgepeinigten Proleten in seinen Bergwerken und Fabriken, die abgegriffenen Gehalten seiner Großstädte lebten mit dem Hunger auf Du und Du, auch in den 700 000 Dörfern, die 80 v. H. der etwa 375 Millionen des Landes beherbergen, sind die wenigsten Menschen jemals satt geworden.

Am Anfang der englischen Herrschaft über Indien, neben dem Namen des berühmtesten Robert Clive, der wegen schamloster Bereicherung und Erpressung in London vor Gericht gestellt werden mußte, steht die bengalische Hungersnot der Jahre 1769 bis 1770, die ein Drittel der Bevölkerung des Landes daharraffte. Und dieser ersten Hungersnot unter britischen Fahnen — um mit Herrn Amery zu reden — folgte eine nach der anderen. Allein in der Zeit von 1800 bis 1800 sind nach vorläufigen Schätzungen dreißig Millionen Indier den Hungertod gestorben. Und wenn in der jüngsten Zeit die förmlichen Todesfälle ausblieben, und die Aufmerksamkeiten der Welt deshalb abtumpfte, so spricht doch aus einer Zahl alles, was England gegenwärtig zollfrei in Indien bewirkt hat: Das durchschnittliche Alter eines indischen Menschen beläuft sich heute auf 23 Lebensjahre, 18 v. H. aller Kinder haben vor der ersten Wiederkehr ihres Geburtsjahres. Jährlich kommen in Britisch-Indien über sechs Millionen Menschen an Cholera, Pest, Typhus und Verdauungsstörungen um, und die Statistik kann wohl ausdrücken: Mehr als die Hälfte von ihnen stirbt, weil ihr unterernährter Organismus keiner ernstlichen Krankheit gewachsen ist.

Dabei ist Indien groß und reich genug, um die Masse seiner Bevölkerung mehr als ausreichend zu ernähren, wenn der menschliche Wille der Beherrscher des Landes bereit wäre, seinen Reichtum für die Vornahrung zum Fleischen zu bringen. Es ist eine, freilich vielfach wiederholte Legende, Indien sei absolut überbevölkert. Die Anbaufläche für Reis, Weizen, Mais und Hirse liegt auf 745 000 qkm — das ist etwas mehr als die Gesamtfläche

